

33. Sonntag im Jahreskreis C

16. November 2025

Schrifttext: Lk 21,5—19

SUMMUS FINIS Das steht in Großbuchstaben auf dem Grabmal von Carl Orff in der Klosterkirche von Andechs. Man könnte es übersetzen mit „höchstes Ende“ oder „das letzte Ende“. Der Google-Übersetzer übersetzt es mit „High-End“. Für Carl Orff ist „summus finis“ „das höchste Ziel“. In einer sehr selten aufgeführten Oper von Orff mit dem Titel „De fine temporum“ („Über das Ende der Zeiten“) singt der Chor feierlich auf Latein: „Ich komme zu dir, du bist der Tröster und das höchste Ziel.“ „Höchstes Ziel“ war für Orff also nicht die absolute Musik oder der maximale Erfolg, sondern das, was wir hilflos „Gott“ nennen. Und dann kommt noch hinzu, dass Carl Orff auf seinem Sterbebildchen ein Zitat aus diesem Chor haben wollte. Unter einem Kreuz steht in Großbuchstaben: VENIO AD TE („Ich komme zu dir“). So wie Carl Orff in seinem persönlichen „summus finis“ nicht das Ende sah, sondern das Ziel, so lenkt Jesus heute den Blick auf das Ende der Welt und der Zeit, damit wir das Ziel sehen, dem wir entgegengehen: „Ich komme zu dir.“

Die Frage, die ich mir angesichts des Evangeliums stelle, lautet: Was geht eigentlich zu Ende? Wenn ich das heutige Evangelium höre, dann lässt Jesus nichts aus. Er zählt alle lebens- und weltbedrohlichen Ereignisse auf. Und es steht die Frage im Raum: Was bedeutet das? Was ist wirklich? Und wer steht zu wem? Das Lukas-Evangelium gibt eine Antwort darauf aus seiner Entstehungszeit. Mit der Zerstörung des Tempels im Jahr 70 n.Chr. ist die Welt für die Gläubigen endgültig zusammengebrochen. Es gab keine Antworten mehr. Für uns heute gibt es andere Realitäten. Mit folgenden Stichworten ahnen Sie vielleicht, was ich meine: Verdrehung der Wahrheit, Kriege, Vergötzung des Geldes, Ausbeutung der Armen, Klimawandel. Auch hier steht die Frage im Raum: Was bedeutet das? Was ist wirklich? Und wer steht zu wem? Im Evangelium nimmt Jesus diese Wirklichkeiten zur Kenntnis. Er weiß, dass es solche Dinge gibt und dass Menschen Befürchtungen haben. Er sagt ihnen sogar, dass es einige besonders hart treffen wird. Aber das alles ist der oberflächliche Blick.

Jesus lenkt den Blick in die Tiefe. Bei der Frage, wie die Menschen mit solchen Situationen umgehen sollen, lenkt er den Blick auf sich selbst. Wo Menschen sich um ihres Glaubens willen verteidigen müssen, „*werde ich euch die Worte und Weisheit eingeben*“ (Lk 21,15). Das ist das Versprechen, dass Gott uns beisteht und uns an die Hand nimmt. Das ist das Evangelium, die Frohe Botschaft in diesem Text. Ich weiß auch, dass man damit auch Menschen unter Druck setzen kann, wenn das nicht spürbar ist. In den vergangenen Tagen habe ich mich länger mit einem meiner Cousins unterhalten. Er ist Vorstand einer Freien Evangelischen Gemeinde. Und er hat erzählt, dass zu ihnen immer wieder Christen kommen, denen in anderen Gemeinden Heilung oder andere Dinge versprochen wurden. Und

wenn die nicht geschieht oder das nicht eintritt, dann wird gesagt: „Du glaubst zu wenig.“ Er hat mir wörtlich gesagt: „Das halte ich für geistlichen Missbrauch.“ Und ich kann ihm nur recht geben. Worum es aber immer geht, auch im heutigen Evangelium ist, dass ich mich auch dann, wenn die Welt untergeht und ich Gott nicht mehr erfahre und sehe, an der Hand Christi festhalten kann.

Ich merke an mir selbst, wie schwer es ist, meinen Blick nicht auf die Katastrophen zu richten, sondern auf Christus. Und genau deshalb brauche ich die Worte der Endzeitrede Jesu. Die Endzeitrede spricht vordergründig vom Ende der Welt. Jesus will jedoch zum „höchsten Ziel“ hinführen. Mit dem Ende der Welt gehen auch die schrecklichen Dinge zu Ende, und Gott wird sein Reich aufrichten. Ein Journalist der Süddeutschen Zeitung, Tobias Haberl, hat auf die Gegenwart einen realistischen Blick. In seinem Buch „Unter Heiden. Warum ich trotzdem Christ bleibe“ setzt er sich mit der Rolle des Glaubens in der Gesellschaft auseinander. Und er schreibt:

„Ich weigere mich zu glauben, dass die Welt ohne Gott besser, schöner oder gerechter wäre. Vielmehr bin ich davon überzeugt, dass viele unserer Probleme nicht über Nacht verschwinden, aber doch ihren Schrecken verlieren würden, wenn sich wieder mehr Menschen in die funkelnde Gegenwart Gottes einlassen würden, wo alles seinen Platz hat, was sonst an den Rand gedrängt wird, auch das Leise, Unsichere, Unscheinbare. Wo andere Dinge zählen und andere Gesetze gelten. Wo man aufrichtig hoffen darf, dass das Gute belohnt und das Böse bestraft wird. Wo sich eine Liebe erfahren lässt, die von keiner Kränkung bedroht ist. [...] Mein Glaube ist diese Gegenwelt, eine Unterbrechung des Alltags, ein Wechsel der Perspektive, eine Sphäre der Hoffnung. Das Ego hat Pause, in den Schatten gestellt von einem, der Ruhe und Kraft schenkt, bevor man sich wieder raustraut, in den Stress und den Druck — was man halt so Freiheit nennt.“¹

Für mich ist das ein starkes Plädoyer für Gott im Sinne Jesu. Wo Gott einen Platz hat, da werden die schlimmen Dinge nicht automatisch aufhören. Aber der Blick auf die Welt wird anders, weil die Welt nicht „höchstes Ende“ ist, sondern Gott ihr „höchstes Ziel“.

Die Welt kann wanken. Die Sicherheiten können bröckeln. Aber Gottes Ziel steht: Nicht der Untergang ist das Ende, sondern das Ankommen. Darum ist das letzte Wort des Evangeliums keine Drohung, sondern eine Zusage: „*Ihr werdet das Leben gewinnen*“ (Lk 21,19).

¹ Tobias Haberl, Unter Heiden. Warum ich trotzdem Christ bleibe, München 2024, S. 20.